

Bert G. Fagner

Das sowjetische Zentralasien in der westlichen Forschung: Literaturbericht und Forschungsstand

I.

Isoliert von den Weltmeeren liegt im Herzen Eurasiens ein unermeßliches Steppengebiet, von einigen wenigen, aber seit altersher fruchtbaren Oasenlandschaften durchsetzt: Zentralasien. Das Tienschangebirge teilt diese riesige Landmasse in einen westlichen und einen östlichen Bereich. Im Süden wird Zentralasien durch das iranisch-afghanische Hochland, den Hindu-kusch und den mit Siebentausendern gekrönten Pamir umfaßt, also durch einen Gebirgszug von kontinentalen Ausmaßen, der im Osten durch das Kuen-lun-Gebirge – nördlich von Tibet – fortgesetzt wird. Im Norden geht Zentralasien in das südsibirische Waldland über, eingerahmt durch den südlichen Ural im Westen sowie durch die Altai- und Sajan-Gebirgsketten im Osten. Die südrussischen Ebenen sind in gewissem Sinn Ausläufer Zentralasiens. Die homogene Steppenlandschaft wird durch eine Anzahl von Steppen-seen durchbrochen, deren größter, das „Kaspische Meer“, Zentralasien im Westen gegen Kaukasien und Nordwestiran isoliert.

Über Jahrtausende hinweg war Zentralasien Heimstatt für eine einzigartige Kulturwelt ganz besonderer Prägung, eine von zahllosen, zum Teil längst vergessenen ethnischen und sprachlichen Einheiten getragene Kultur von in Stämmen organisierten, in weiträumiger Bewegung befindlichen Reiternomaden. Indogermanische, auch bei uns aus Antike und Mittelalter bekannte Völker wie Skythen, Sarmaten und Alanen, ugrische Stämme – darunter die Vorläufer der heutigen Ungarn –, Mongolen und Tungusen waren die Träger dieser in sich geschlossenen, erstaunlich einheitlichen Reiterkultur, die alle historischen Epochen der Alten Welt überdauerte. Vor allem aber ist Zentralasien Heimat der in der Weltgeschichte immer wieder bedeutsamen türkischen Völker. Zu den strukturellen Besonderheiten dieser uralten, eigentümlichen Reiterkultur gehörte stets der ständige Kontakt mit umliegenden seßhaften Hochkulturen, vor allem mit der chinesischen im Osten und der iranischen im Süden, seit dem achten nachchristlichen Jahrhundert mit der islamisch-iranischen Hochkultur. Dieser Kontakt zu benachbarten Hochkulturen war ein integraler Bestandteil der Reiterkulturwelt und konnte im Laufe der Geschichte höchst unterschiedliche Formen annehmen. Die

dauerhafteste, wenn auch wenig spektakuläre Form der Kontaktaufnahme war die der großräumigen Handelsnetze, die von den sesshaften Zivilisationen ihren Ausgang nahmen und das gesamte innerkontinentale Gebiet überzogen.

Dem gegenüber standen Phänomene politisch-kriegerischer Konfrontationen zwischen den Reiternomaden und sesshaften Zivilisationen. Das militärische Potential einer stammesmäßig organisierten, jederzeit und weiträumig beweglichen, an keinen Standort gebundenen Reiterkultur braucht nicht hervorgehoben zu werden. Das politische Potential springt vielleicht nicht so sehr ins Auge, ist aber gleichfalls strukturell gegeben. Im fortgesetzten Kampf um Weidegebiete, im ständigen Streben nach Abgrenzung von anderen Gruppen (Stämmen) oder auch nach Konföderationen entstanden fortwährend fast immer nur kurzfristig bestehende politische Machtapparate. Das waren oft weit ausgedehnte Nomadenstaaten, die meistens durch Stammesstreit und Erbfolgeprobleme, vor allem auch durch neu gebildete Koalitionen schnell wieder zerbrachen. Damit ist ein weiteres Charakteristikum der uralten, zentralasiatischen Struktur beschrieben. Paradoxerweise geht die durch Stammesbewußtsein, Identitätsgefühl und Abgrenzungsideologie erhaltende Dauerhaftigkeit von ethnischen und sprachlichen Grundelementen mit einer sich permanent ändernden Zusammensetzung politischer Gebilde einher. Auf der Basis ständig entstehender und zerfallender politisch-militärischer Stammeskoalitionen kam es immer wieder zu ethnischen, sprachlichen und kulturellen Überlagerungen. Stammes- und Volksbezeichnungen gingen oft auf andere Volkstums- und Sprachgruppen über, oder ethnische Kontinuität wurde durch stets wechselnde Bezeichnungen und sich ändernde kulturelle Identitäten verdeckt. Diese Dichotomie führte keineswegs zu einer vereinheitlichenden Einschmelzung der ethnischen Palette Zentralasiens. Vielmehr wurden die ethnischen Konstellationen wie bei einem Kartenspiel im Lauf der Geschichte immer wieder gemischt und von neuem verteilt, ihre einzelnen Elemente tauchten in immer neuen, oft unerwarteten Kombinationen auf.

Die letzte Mischung und Neuverteilung des zentralasiatischen Ethno-Spiels in der vorneuzeitlichen Geschichte erfolgte anlässlich des Mongolensturms *Tschingis-Chans* im 13. und 14. Jahrhundert, als das zentralasiatische Steppenreich mit der größten Ausdehnung kurzfristig China, Iran, Vorderasien, Anatolien, Rußland und sogar Teile Mitteleuropas in einen politischen Zusammenhang brachte. Der Zusammenbruch und Zerfall des mongolischen Weltreiches mochte in Osteuropa den Aufstieg Rußlands mit sich gebracht haben, in Zentralasien legte er den Grundstein für eine neue Konstellation von Sprachgruppen, Völkern und Stammesgebilden. Das sich daraus ergebende neue Spiel historischer Kräfte schuf schließlich das noch heute bestehende bunte Bild verschiedener Völker und Nationen in Zentralasien.

Ehe wir dieses allgemeine, strukturelle Muster der zentralasiatischen Kulturwelt verlassen und uns konkreten Verhältnissen der jüngeren Zeit zuwenden, müssen wir allerdings noch zwei weitere Phänomene ins Auge fassen. Zum einen bleibt unser zentralasiatisches Tableau von historischer und gesellschaftliche Dynamik unvollständig, wenn wir nicht noch auf Besonderheiten der Oasenkulturen eingehen. Seit altersher waren sie – stets räumlich begrenzte – Hochburgen seßhafter Zivilisationen, die naturgemäß mit den nächstliegenden Hochkulturen und Großreichen – vor allem Iran und China, im äußersten Westen sogar mit der griechischen Antike – in engem Kontakt standen. Sie einfach als Außenposten dieser Hochkulturen zu bezeichnen, wäre kurzsichtig und entspräche einer arroganten Betrachtungsweise, die sich nur an den hochkulturellen Zentren orientierte.

Die seßhaften Zivilisationen Zentralasiens bezogen ihren besonderen Charakter stets aus ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, darüber hinaus oft aus ihrer Durchdringung mit reiternomadischen Stämmen. Unter gewissen Bedingungen führten diese Umstände zu Perioden kultureller Blüte, in denen der weltweite interkulturelle Verbund der zentralasiatischen Völker originelle Höhepunkte in den Oasenzivilisationen bewirkte. Andererseits waren diese Phasen hochkultureller Blüte in den Oasenländern stets von der unberechenbaren politischen, militärischen und demographischen Expansion der Reitervölker bedroht. Die Geschichte der südlichen Oasenkette vom Mündungsgebiet des Amu-Darja (Oxus) über das Zarafschan-Tal (Buchara und Samarkand) bis nach Ferghana bietet dafür eine ununterbrochene Reihe anschaulicher Belege. Perioden kulturfördernder Symbiose zwischen Seßhaften und Nomaden wechselten stets mit solchen reiternomadischer Überschwemmung und folgender Zerstörung seßhafter Zivilisation. Seit geraumer Zeit weisen über Zentralasien arbeitende Historiker verstärkt auf die Tatsache hin, daß bikulturelles Zusammenleben von Seßhaften und Nomaden mehrfach der hochkulturellen Entfaltung zunächst überaus zuträglich gewesen war. Unter anderem ermöglichte es originelle „Kontaktkulturzonen“ zwischen ansonsten voneinander weit entfernten Hochkultur-Regionen. Erst in Phasen stark zunehmender quantitativer Nomadenexpansion in den Oasengebieten zeitigte diese Koexistenzform negative, oft genug katastrophale Folgen. In diesem Zusammenhang muß noch erwähnt werden, daß auch die ethnische Zusammensetzung der Oasenbevölkerung nicht statisch war. Die Seßhaftwerdung vormals nomadischer Elemente war ein allgemeines Phänomen, vereinzelt kam auch die Nomadisierung und Tribalisierung Seßhafter vor. Letzteres ereignete sich natürlich selten: In Fällen kultureller Katastrophen war die seßhafte Bevölkerung Zentralasiens meistens akut von Vernichtung durch Kriege bedroht, danach latent durch die Zerstörung ihrer agrarischen Lebensvoraussetzungen.

Im 19. Jahrhundert kam in das Jahrtausendealte Spiel der Kräfte und Mächte

der zentralasiatischen Geschichte eine neue Komponente, die es bis dahin noch nie gegeben hatte. Mit der Expansion des zaristischen Rußlands – und später auch Chinas – griffen zum ersten Mal verhältnismäßig „moderne“ Großmächte aus den hochkulturellen Randgebieten Zentralasiens erfolgreich auf das innereurasische Steppenland über. In harten Kämpfen beweisen sie schließlich politische und militärische Überlegenheit in einer Kulturwelt, in der diese beiden Begriffe bisher immer Prerogative des einheimischen reiternomadischen Elements gewesen waren. Heute hat diese Entwicklung ihren Abschluß gefunden. Das westliche Zentralasien gehört zum Staatsgebiet der Sowjetunion, der östliche Teil ist fest in die Volksrepublik China eingebunden (abgesehen vom Territorium der Mongolischen Volksrepublik). Großstaaten neuzeitlichen Typs scheinen durch Gesellschafts- und Wirtschaftsstrukturen einer veränderten Welt, nicht zuletzt durch ihr modernes, technisiertes Militärwesen, eine jahrtausendealte welthistorische Phase abgeschlossen zu haben.

II.

Bei der Erörterung der heute sowjetischen Teile Zentralasiens stellt sich zunächst die Frage, wie aus den ethnischen, gesellschaftlichen und kulturellen Elementen des ausgehenden 19. Jahrhunderts die, wie es heute in der Sowjetunion offiziell heißt, „sozialistischen Nationen“ der Usbeken, Tadschiken, Kasachen, Kirgisen, Turkmenen etc. und ihre administrativen Einheiten wurden. Dieser Prozeß der Nationswerdung ist ein wenig bekanntes, aber nichtsdestoweniger spannendes Kapitel der modernen Nationalismusgeschichte, untrennbar zusammengesetzt aus machtpolitischen und ideologischen Fremdbestimmungen sowie auch autochthoner, interner Dynamik. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestanden auf dem Gebiet des sowjetischen Zentralsiens eine Reihe politischer Entitäten mit besonderen kulturellen Attributen, die aus heutiger Sicht wie längst in märchenhafte Ferne versunken anmuten.

Entlang des transoxanischen Oasengürtels waren vornehmlich drei Staatengebilde anzutreffen, die in der zeitgenössischen Literatur zumeist als „die Chanate“ geführt wurden. Der bedeutendste dieser Staaten war das Emirat von Buchara mit der gleichnamigen Hauptstadt, sein Territorium schloß das sogenannte Zarafschan-Tal mit Samarkand ein, es reichte zuzeiten bis ins heutige Afghanistan und umfaßte – damals als „Ost-Buchara“ bekannt – den nordwestlichen Teil Badachschan, die heutigen Pamirterritorien der Sowjetrepublik Tadschikistan.

Vorläufer des bucharischen Emirats war der um 1500 gegründete Staat der sogenannten Schaibaniden in Transoxanien gewesen. Unter der Führung des

Clans der Schaibaniden entstand er dank der militärischen Schlagkraft des türkischen Stammesverbandes der Usbeken, der sich schon früher im Einzugsgebiet der Goldenen Horde, des Mongolenreiches an der unteren Wolga, formiert hatte. Die nomadischen Usbeken waren, wie gesagt, Türken und schon zur Zeit ihres Zusammenschlusses wenigstens oberflächlich islamisiert. Im Verlauf eines guten Jahrhunderts waren sie aus dem Nordwesten, vom Süd-Ural, bis über die Ufer des Jaxartes gewandert. Anlässlich der Staatsgründung durch die Führer des Schaibaniden-Clans sagten sich um 1500 eine Reihe von Usbekenstämmen los und zogen nach Nordosten weiter. Diese Ex-Usbeken waren fortan unter der Bezeichnung Kasachen bekannt. Im Verlaufe mehrhundertjähriger Wanderungsgeschichte und zum Teil schwerer Auseinandersetzungen mit Mongolen südlich des Altai bezogen die Kasachen die Steppen nördlich des Jaxartes bis nach Südwestsibirien, wo sich heute das Territorium der Kasachischen SSR ausdehnt, aber auch in der heutigen chinesischen Provinz Xinjiang (Hsinkingiang).

Als die nomadischen Usbeken aus dem Norden Transoxanien überrannten, trafen sie dort auf eine seßhafte Kulturformation islamisch-iranischer Prägung. Bis ins Hochmittelalter hatten in dieser transoxanischen Kulturschicht auch unter sprachlichen Gesichtspunkten stets iranische Elemente vorgeherrscht. Ein wesentlicher Impuls zur Entstehung der neupersischen Sprache war von ihnen ausgegangen, und jahrhundertlang waren sie dem übrigen Zentralasien gegenüber die Repräsentanten der iranisch-islamischen Kulturwelt gewesen. Unter der Mongolenherrschaft bildete Transoxanien das Kernland des tschingisidischen Teilreiches Tschagatai. In den letzten Jahrhunderten vor der Usbekenherrschaft hatte die seßhafte Bevölkerung bei kultureller Kontinuität der iranisch-islamisch geprägten Physiognomie des Landes sprachliche Veränderungen erlebt. Neben dem Persischen wurde nunmehr auch ein osttürkisches Idiom unter der – aus dem mongolischen hergeleiteten – Bezeichnung „Tschagataisch“ ganz allgemein gebracht. Dieses Tschagataische unterschied sich allerdings stark von den nordtürkischen Dialekten der Usbeken und Kasachen. In den darauffolgenden 400 Jahren, bis zum Anfang unseres Jahrhunderts, entwickelte sich in Transoxanien eine ganz spezifische soziale und ethno-kulturelle Situation, die ich kurz schildern möchte:

Die einheimische, seßhafte Bevölkerung, zu 90 Prozent auf dem flachen Lande lebend, war besonders im Zarafschan-Tal und in Ferghana hauptsächlich zweisprachig. Man sprach und schrieb sowohl Tschagataisch als auch Persisch bzw. Dialekte dieser Sprachen. Nur im Südosten, in den Vorlanden des Pamirs, überwogen die reinen Persisch-Sprecher, die sogenannten Tadschiken. Die zugewanderten, nomadischen Usbeken stellten die Herrscherdynastie, ihre Stammesführer und deren Familien eine Schicht von aristokratischen Militärführern. Sie bildeten die herrschende, nutznießende Schicht des

neuen Staatswesens und pflegten ein mit hohem Sozialprestige behaftetes ethnisches Selbstbewußtsein. Es bürgerte sich ein, die seßhaften tschagataisch-persischen (-tadschikischen) Bevölkerungsteile als *sart* abzuqualifizieren, ein Wort, das ursprünglich „Kaufmann, Händler“ bedeutet hatte und eine abfällige Charakteristik nicht-militärischer, „unmännlicher“ Lebensformen in sich barg.

Das usbekische Schaibanidenreich zerfiel alsbald in von Usbeken beherrschte Teilstaaten. Um 1850 gab es neben dem zentral gelegenen Emirats Bucharas das Chanat von Kokand in Ferghana sowie am mittleren Lauf des Jaxartes und das Chanat von Chiwa im Westen, in der historischen Landschaft Choresm am Aralsee.

In den miteinander verfeindeten Staaten Bucharas und Kokands galt das Persische als Staats-, Verwaltungs- und Literatursprache gemeinsam mit dem Tschagataischen, das die Usbekenfürsten und ihre Stammeselite inzwischen neben dem Persischen als ihre Kultursprache übernommen hatten, allerdings unter Beibehaltung ihres usbekischen Stammesdünkels. In Chiwa galt ausschließlich das Tschagataische als Staats- und Kultursprache, das dort sowohl den herrschenden – schrittweise auch seßhaft gewordenen – Usbeken als auch den zahlenmäßig etwa gleichstarken, dialektmäßig aber nicht verwandten südtürkischen Turkmenen auferlegt war.

Südlich Chiwas, bis in die nördlichen Grenzgebiete Irans, nomadisierten ohne festere staatliche Ordnung seit dem 18. Jahrhundert die sogenannten Turkmenenstämme – als wichtigste seinen die Yamud, Tekke und Göklen genannt. Die Steppe zwischen Ural, Altai, Kaspischem Meer, Jaxartes und Tienschan-Gebirge war von den in drei großen, lockeren, teils verbündeten, teils rivalisierenden Stammesföderationen organisierten Kasachen bewohnt. Sprachlich und herkunftsmäßig mit den Usbeken verwandt, hatten sie sich ihnen über Jahrhunderte hinweg kulturell doch eher entfremdet: Die Kasachen hatten ihre nomadisch-militärische Lebensweise als Viehzüchter beibehalten, während die Usbeken die politische und militärische Elite dreier von seßhafter Kultur geprägter Oasenstaaten stellten.

Die gemeinsame Religion – der Islam – stellte um 1850 keineswegs ein alle Lebensbereiche erfassendes kulturelles Bindemittel der zentralasiatischen Völker dar: zu unterschiedlich waren die historischen, gesellschaftlichen, kulturellen, selbst sprachlichen Verhältnisse, als daß die Vorstellung einer gemeinsamen islamischen Identität stärker hätte wiegen können als staatlich-dynastisches, regionales und tribales Zugehörigkeitsbewußtsein.

III.

Das sollte sich erst durch das militärische Vordringen Rußlands ändern. Schon im 18. Jahrhundert hatten die Führer der drei großen Kasachenverbände Schutzverträge mit Rußland abgeschlossen, zum Teil mit der Absicht, westmongolische Stämme abzuwehren, zum Teil als Unterstützung für innerkasachische Fehden. Später, noch vor 1850, hatte Rußland schrittweise die Kasachensteppe seinem Territorium definitiv einverleibt. Längst war zwischen Rußland und den Engländern in Indien das berühmte „Große Spiel“, das Ringen um die Vorherrschaft in Zentralasien entbrannt. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts endeten Eroberungszüge gegen die bis dahin selbständigen Usbeken-Staaten Buchara und Kokand mit russischen Siegen, 1873 fiel das Chanat Chiwa. Ähnlich den Fürstenstaaten in Indien wurden Buchara und Chiwa in von Rußland abhängige Protektorate umgewandelt, Kokand allerdings nach einem antirussischen Aufstand dem russischen Staatsgebiet eingegliedert, wie schon vorher die Städte Taschkent und Samarkand. Um 1890 fiel auch das Turkmenengebiet an Rußland, so daß Russisch-Zentralasien nunmehr folgende administrative Aufteilung aufwies: Die nördliche Kasachensteppe gehörte zu westsibirischen Verwaltungseinheiten. Das Siebenstromland, die südliche Kasachensteppe, Taschkent, Samarkand, das Ferghana-Becken und das Pamir-Hochland bildeten das Generalgouvernement Turkestan (Zentrum: Taschkent). Die Turkmenensteppe konstituierte das gleichfalls russische sogenannte Transkaspische Gebiet (Hauptstadt Aschchabad), das an Persien und Afghanistan grenzte. Zwischen diesen russischen Territorien waren die Protektorate, also das kleine Chanat Chiwa und das größere Emirats Buchara, eingebettet. Während die Gouvernements der russischen Kolonialpolitik schutzlos offenstanden, führten die Protektorate eine weitgehend isolierte, innere Existenz, gewissermaßen wie riesige mittelalterliche Freiluftmuseen.

Die nunmehr russischen Territorien Zentralasiens waren aber nicht die einzigen Gebiete Rußlands, in denen eine mehrheitlich muslimische Bevölkerung lebte. Mit dem Fall der Wolga-Städte Kasan und Astrachan waren schon im 16. Jahrhundert die gleichfalls türkischen Wolga-Tataren und Baschkiren russische Untertanen geworden, im 18. Jahrhundert waren die Krimtataren unter direkte russische Herrschaft geraten. Die islamischen Gebiete des Kaukasus – Daghestan und die heutige Sowjetrepublik Aserbaidshan – wurden nach hartnäckigen Kämpfen im 19. Jahrhundert Rußland einverleibt.

Ich hatte bereits erwähnt, daß das religiöse Leben bei den russischen Muslimen sehr unterschiedlich strukturiert war. Die „Islamisierung“ des alltäglichen Lebens der Baschkiren und Kasachen, noch mehr der Kirgisen im Tien-schan und im Pamir, war beispielsweise sehr oberflächlich; allzusehr lebten bei ihnen volkstümliche Traditionen aus vergangenen Jahrhunderten weiter.

Die Bevölkerung des Oasengürtels war hingegen mehrheitlich von einer starken Bindung an die orthodoxe Sunna geprägt, verstärkt durch den jahrhundertelangen Einfluß des populären *Naqšbandiya*-Derwisch-Ordens, dessen mystische Ansätze in Zentralasien stets aufs innigste mit den Trägern der orthodoxen Theologie verbunden waren. Besonders Turkestan und das bucharische Emirats waren in allen Lebensbereichen dadurch bestimmt. Die Pamir-Tadschiken waren fast durchgehend Anhänger der schiitischen *Isma'iliya*. Die Tataren an der Wolga, später auch auf der Krim, standen im 19. Jahrhundert im Banne eines aufgeklärten, reformistischen Islams, in dessen Namen nach Wegen zur zivilisatorischen Angleichung an europäische Kulturverhältnisse gesucht wurde. Der prominenteste Repräsentant – keineswegs der einzige – dieser Strömung war der krimtatarische Aufklärer *Ismail Gasparali* (Gasparinskij). Die Aserbajdschaner, vormals iranische Untertanen, waren eher der Zwölfer-Schia ergeben, standen aber auch stark unter dem Einfluß der tatarischen Reformisten. In Daghestan – im Kaukasus – hingegen, einem vielsprachigen Gebiet, in dem das Arabische bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts als einzige Schriftsprache galt, beherrschten radikale mystische Derwisch-Bruderschaften (darunter auch die *Naqšbandiya*) das religiöse Leben, die aber im Gegensatz zu den *Naqšbandi*-Derwischen in Turkestan mit der sunnitischen Orthodoxie weniger im Sinne hatten, vielmehr an lokale, vorislamische Stammestraktionen anknüpften.

IV.

Der um die Jahrhundertwende sich in Rußland ausbreitende Panislamismus, die Vorstellung einer gemeinsamen, solidarischen Interessenslage der russischen Muslime, beruht demnach vor allem auf der gemeinsamen Konfrontation mit einer – aus ihrer Sicht – ungläubigen, westlich-europäischen modernen Kolonialmacht, der sie sich ausgeliefert sahen. Aus der Sicht des Historikers beruhte diese solidarische Haltung nur geringfügig auf vorgegebenen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Gemeinsamkeiten. Die Tatsache, daß viele islamische Völker Rußlands – keineswegs alle – zu den Turkvölkern zu rechnen waren, genügt nicht als Gegenargument: Ihre vielfältigen Dialekte waren zum Teil weit voneinander entfernt. Als Schrift- und Kultur-sprache wurden zwar übergreifende Idiome akzeptiert: Tatarisch im europäischen Rußland, Aserbajdschanisch im Tanskaukasus, Tschagataisch und Persisch (Tadschikisch) in Zentralasien. Allerdings gab es seit dem 18. Jahrhundert auch Ansätze zu turkmenischer und kasachischer Schriftlichkeit. Von überregionaler Einheitlichkeit ist aber nicht zu reden: Diese Schriftsprachen waren den zahllosen dialektspredenden Analphabeten kaum zugänglich.

Kulturelle Isolation und Kommunikationsarmut zwischen den Oasen, Regionen, Stämmen und Völkern taten das ihre. Das Bewußtsein einer gemeinsamen Distanz, ja Gegnerschaft zur russischen Herrschaft entwickelte allerdings im Maße seiner zunehmenden Politisierung auch gemeinsame ideologische Konzepte, die von den mit westlicher Kultur am meisten vertrauten städtischen Schichten der Tataren an der Wolga und auf der Krim ausgingen. Zwei Strömungen wirkten hier befruchtend: einerseits die modernistischen Ansätze zur Neubewertung der islamischen Religion, die bei den Tataren schon im 19. Jahrhundert populär gewesen waren („Panislamismus“). Zum anderen übte der im Osmanischen Reich von den Jungtürken massiv vertretene, moderne türkische Nationalismus großen Einfluß aus („Panturkismus“). In den letzten Jahrzehnten des Zarenreiches erfaßte die russischen Muslime ein ideologisches Geflecht, das nationalistische, antikolonialistische und modernistisch-emanzipatorische Elemente in sich vereinte. Im nationalistischen Bereich fand – wenn auch nicht ausschließlich – der Panturkismus Verbreitung, die Vorstellung von der nationalen Vereinigung und Gleichschaltung der türkischen Völkerschaften Rußlands auf kultureller und sprachlicher Ebene. Diese Vorstellung lief parallel mit der Idee von der Schaffung einer quasi-nationalen islamischen Kulturgemeinschaft aller russischen Muslime. Beide Konzepte standen in Konkurrenz zueinander, überlagerten sich jedoch auch in vielen Fällen. Emanzipatorische Ansätze zur Hebung der Bildung, der wirtschaftlichen und sozialen Entfaltung und der politischen Befreiung vom russischen Joch waren mit den nationalen Zielen aufs engste verbunden. Die Träger dieses neuen Nationalismus gingen als die sogenannten Dschadidisten, die „Neuerer“, in die Geschichte ein. Ihre Bewegung war durch die Rezeption des kulturpolitischen und emanzipatorischen Gedankengutes des schon genannten *Ismail Gasparinskij* ausgelöst worden. Vor allem die tatarischen und turkestanischen Dschadidisten standen neben russischen Sozialisten und Liberalen seit Anfang unseres Jahrhunderts in einer breiten oppositionellen Front gegen die zaristische Herrschaft. Sie hatten zahlreiche Verbindungen zu russischen Oppositionsgruppen, etwa den Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären. Die konkreten Ziele der Dschadidisten waren allerdings entgegen ihren eigenen Wunschvorstellungen regional sehr unterschiedlich, differierten auch stark in ideologischen Fragen gesellschaftspolitischer Natur. Zu ihren theoretischen Schwächen zählte die Tatsache, daß dschadidistische Denker stets dazu neigten, jeweils ihren eigenen, spezifischen kulturellen, ethnischen und linguistischen Background zur Normvorstellung der angestrebten nationalen Vereinigung der Rußland-Muslime zu erheben und den jeweils andersartigen Gesinnungsgenossen Partikularismus vorzuwerfen. Propagierten tatarische Reformier eine aus dem Tatarischen und dem Osmanisch-Türkischen gebastelte Kunstsprache zur verbindlichen Gemeinsprache für alle Rußlandtür-

ken, so forderten die pantürkischen turkestanischen Dschadidisten das Tschagataische als einzige Schriftsprache für Zentralasien. Letztere Forderung richtete sich nicht nur gegen die turkmenische und kasachische Schriftsprache, sondern auch gegen den Gebrauch des Persischen, das sowohl im Ferghana-Becken als auch im Emirat Buchara gemeinsam mit dem Tschagataischen und seinen Dialekten jahrhundertlang Grundlage der allgemeinen Zweisprachigkeit gewesen war. Interessanterweise war in den Gebieten der direkten russischen Herrschaft unter dem Einfluß russischer Tataren der Gebrauch des Persischen auffällig rückläufig, während es im konservativen Emirat Buchara immer noch als Staatssprache galt. Manche turkestanischen Dschadidisten deklarierten in Anlehnung an marxistische Kategorien das Persische deshalb zu einer „reaktionären“ und „feudalistischen“ Sprache. Die persisch sprechenden Tadschiken im Südosten wurden als abtrünnige Türken diffamiert, die doppelsprachige seßhafte Oasenbevölkerung, die Sarten, sollte des Persischen entwöhnt werden. Die Bezeichnung „*Sart*“ geriet verstärkt in Mißkredit. Man unterstellte später, dies sei eine abfällige Volksbenennung durch die russischen Kolonialisten, durch die eine ethnische Trennung zwischen der seßhaften Oasenkultur, den usbekischen Stämmen sowie den Turkmenen, Kasachen und Kirgisen hergestellt werden sollte. Die Dschadidisten plädierten für die Ersetzung von „*Sart*“ und anderen ethnischen Bezeichnungen durch „Usbeken“, „Turkestaner“ oder „Türken“ schlechthin, dabei mißachtend, daß die Regionalbezeichnung Turkestan für das ganze südwestliche Zentralasien eigentlich eine Erfindung der russischen Administration gewesen war.

In Buchara entstand ein eigener Zweig des Dschadidismus, der sich zunächst nicht mit den nationalistischen Träumen der turkestanischen Gesinnungsgenossen solidarisierte. Viele der sogenannten Jungbucharioten plädierten anfangs entsprechend den historischen Gegebenheiten für die Erhaltung einer multiethnischen bucharischen Identität. Die Panturkisten unter den bucharischen Modernisten gewannen erst nach 1908 allmählich an Terrain.

In Chiwa war bei den Dschadidisten gleichfalls keine Einigung auf nationaler Ebene zwischen den Staatsvölkern, den Usbeken und Turkmenen, herzustellen. In anderen Punkten waren sich alle Dschadidisten einig: in der Forderung nach der Abschaffung konservativer, bedrückender Herrschaftsformen, also des Emirates und Chanats, vor allem aber nach der Beseitigung der russischen Fremdherrschaft sowie nach der sozialen, wirtschaftlichen und vor allem kulturellen Emanzipation ihrer als „unterentwickelt“ verstandenen Völker. Dabei ist ein Aspekt nicht zu vergessen: Ungeachtet der breiten Unzufriedenheit der islamischen Völker Zentralasiens unter der russischen Herrschaft stellten die Dschadidisten eine verschwindende Minderheit dar. Die konservativen Massen der einheimischen Bevölkerung fühlten sich – vielleicht anders als bei den Tataren der Wolga und der Krim – von einer Ideolo-

gie, die auf die totale Umkrempelung ihrer herkömmlichen Sozialstrukturen und kulturellen Verhältnisse abzielte, im großen und ganzen abgestoßen; die Dschadidisten galten ihnen als Kollaborateure der Russen, sogar als Ungläubige.

V.

Die große Zeit der Dschadidisten schien mit dem Revolutionsjahr 1917 angebrochen zu sein. Nach der Februarrevolution standen die Dschadidisten unter dem Eindruck der Machtübernahme durch ihre Verbündeten im Herzen Rußlands. Das galt zunächst gleichfalls nach dem kommunistischen Machtantritt im Oktober, hatten doch die russischen Bolschewiki als erklärte Internationalisten von Anfang an die Gleichberechtigung und Befreiung der nichtrussischen Nationen aus dem zaristischen „Völkerkerker“ propagiert. Die Lage der zentralasiatischen Einheimischen hatte sich zum Kriegsende hin dramatisch verschlechtert. Die zahlreichen ins Land geströmten russischen Siedler bedrohten zunehmend die Existenz der einheimischen Bauern und Viehzüchter, das städtische Handwerk stand angesichts der uneingeschränkten Konkurrenz der russischen Industrie vor dem Ruin. Gesellschaftlich und rechtlich waren die Zentralasiaten diskriminiert. Nach einem brutal niedergeschlagenen, breiten Aufstand in Russisch-Zentralasien, der sich 1916 gegen die militärische Mobilmachung Einheimischer gerichtet hatte, strebten die antirussischen Ressentiments einem Höhepunkt zu.

Die Februarrevolution stärkte in Zentralasien allerdings zunächst einmal nur den politischen Zusammenhalt der dortigen Russen. Die nur zögernd zum Zuge kommenden Dschadidisten standen in dieser Zeit verstärkt unter dem Eindruck der Feindlichkeit ihrer Landsleute gegen die Russen. Diese Feindseligkeit stellte sich als der zugkräftigste gemeinsame Nenner unter den aufgeklärten Reformern heraus, die gerade dadurch immer größere Popularität fanden und schließlich zu den politischen Sprechern ihrer Landsleute aufstiegen. Ihre Enttäuschung durch die Träger der Februarrevolution führte die radikalen Teile der Dschadidisten, wie schon erwähnt, direkt an die Seite der Bolschewiki. Nach dem Oktober 1917 sahen viele von ihnen nun endlich die Verwirklichung ihrer politischen und nationalen Ziele gekommen.

Die darauf folgenden Jahre sollten jedoch, ungeachtet der anfänglichen Sympathien vieler Dschadidisten für den Leninismus, die Inkompatibilität von sowjetischer Nationalitätenpolitik und den Intentionen des Großteils der einheimischen nationalen Reformer beweisen.

Zunächst entstand auf dem Territorium des früheren Generalgouvernements die Sowjetrepublik Turkestan. Mit sowjetischer Hilfe und unter dschadidistischer Führung wurden 1920 in den bisherigen Protektoraten die unabhän-

gigen „sowjetischen Volksrepubliken“ Buchara und Choresm (Chiwa) gegründet. In Sowjetisch-Turkestan, in der Kasachensteppe und in Transkasprien überlagerte innerhalb kurzer Zeit der Konflikt zwischen Einheimischen und Russen alle anderen ideologischen Aspekte. Die Kommunisten in Sowjetisch-Zentralasien der Zeit um 1920 waren fast alle Russen. Die Nationalisten-Bewegung bei den Kasachen wandte sich nach wie vor gegen die russische Überfremdung, richtete sich demnach nunmehr gegen die Präsenz der Kommunisten. Die transkaspischen Turkmenen-Dschadidisten kooperierten mit ehemals zaristischen und aus Iran einsickernden britischen Militärs.

Die linken Dschadidisten in Turkestan waren stärker mit den Sozialrevolutionären als mit den Kommunisten liiert. Nach dem Attentat auf *Lenin* wurden die Sozialrevolutionäre jedoch scharf verfolgt. Der Versuch einer einheimischen Regierungsbildung in Ferghana (1918) geriet in Konflikt mit der Taschkenter Sowjetregierung, die fast ausschließlich von russischen Kommunisten, vor allem Eisenbahnarbeitern, getragen war. All das führte zu einer Entfremdung zwischen Dschadidisten und Kommunisten. Selbst die einheimischen KP-Mitglieder, die natürlich allesamt eine dschadidistische Vergangenheit hatten, wurden von ihren russischen Genossen meistens mißtrauisch beargwöhnt.

Nach 1920 brach im Pamir und in Ferghana eine antisowjetische Revolte aus, die Bewegung der sogenannten *Basmatschi*. Sie war von dem geflüchteten letzten bucharischen Emir mit britischer und afghanischer Unterstützung ins Leben gerufen worden und wandte sich zunächst gleichermaßen gegen die Sowjets in Turkestan und die Dschadidisten in Buchara.

In der neuen Volksrepublik Buchara herrschten ganz besondere politische Verhältnisse. Die dschadidistischen „Jung-Bucharieroten“ transformierten sich nach ihrer Machtübernahme dem Namen nach zur „Bucharischen KP“, die sich 1922, ungeachtet der staatlichen Unabhängigkeit Bucharas, der KP Rußlands anschloß. Natürlich gab es nur wenige „echte“ Kommunisten in der Bucharischen KP, ihre Mitglieder konnten und wollten auch weiterhin ihre dschadidistische Vergangenheit nicht verleugnen. Es kam zu aus Taschkent und Moskau angeregten Parteisäuberungen, und schließlich schloß sich die Mehrheit der bucharischen „pro forma“-Kommunisten den Basmatschi an, unter ihnen sogar Regierungsmitglieder der Volksrepublik. Die Basmatschi verloren dadurch ihre anti-dschadidistischen Charakter. Sie vertraten in der Zeit um und nach 1923 sicherlich die Intentionen der Mehrheit der politisch bewußten Einheimischen. Um 1920 trafen die turkestanischen Kommunisten zudem scharfe Maßnahmen gegen islamische Institutionen (Gerichte, Schulen, Stiftungswesen), die auf die Masse der Einheimischen den Eindruck hinterließen, auch die Sowjets verträten ausschließlich externe – russische –, gegen die Muslime gerichtete Interessen.

Einen ideologiegeschichtlich besonders interessanten Widerstand erfuhr die

frühe sowjetische Nationalitätenpolitik, schon damals von *Josef Stalin* dominiert, aus den Kreisen nichtrussischer Kommunisten, besonders aus der Umgebung des hohen Parteifunktionärs tatarischer Abkunft *Mir Said Sultangaliew*. *Sultangaliew*, Stellvertreter *Stalins* in dessen Funktion als Volkskommissar für Nationalitätenpolitik, war ein origineller marxistischer Denker des jungen Sowjetstaates. Obzwar weithin vergessen, trat *Sultangaliew* als wahrscheinlich erster marxistischer „Dritte-Welt-Ideologe“ auf. Er entwickelte ein Konzept, wonach die Klassenanalyse der Gesellschaft industrialisierter, kapitalistischer Kolonialmächte – mithin auch Rußlands – nicht mechanisch auf kolonialisierte Völker zu übertragen war. Die Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft war nach *Sultangaliew* für die muslimischen Völker Rußlands nach anderen Kriterien einzurichten, als er dies für das russische Mutterland zugestand. Sie müßten zunächst einmal ihren marginalen Charakter gegenüber der Kolonialmacht überwinden und ihr eigenes Zentrum finden, um sich dann an den Aufbau einer konfliktfreien Gesellschaftsordnung heranzumachen. Von der Führung der KP Rußlands, einer internationalistischen Partei, erwartete er uneigennützig Hilfestellung für die revolutionäre Elite der muslimischen Völker bei der Findung ihrer kulturellen und nationalen Identität und der Entfaltung ihrer selbständigen, sozialistischen Republik. Ideologiegeschichtlich basierten *Sultangaliew*s kulturrevolutionäre Vorstellungen auf den Arbeiten der Austromarxisten *Otto Bauer* und *Karl Renner* zu den Fragen der Nationalitätenpolitik. Die Positionen der Bolschewiki orientierten sich in der Folge jedoch zunehmend, später ausschließlich auf *J. Stalins* Schrift „Marxismus und nationale Frage“, die aus einer Polemik gegen *Renner* und *Bauer* hervorgegangen war.

Die Moskauer Parteiführung bestand letztlich auf der zentralistischen Vorstellung, der einzige Weg zur Emanzipation der unterentwickelten Völker in den Territorien des vormaligen Zarenreiches bestehe in deren unangefochtener Anleitung und Führung durch „die am weitesten fortgeschrittenen Teile des Volkes, also die ruhmreiche russische Arbeiterklasse und ihre Vorhut, die Kommunistische Partei“ und ihre zentralen Führungsgremien. *Sultangaliew* wurde als Parteigänger der nationalistischen Dschadidisten und Steigbügelhalter der antisowjetischen Basmatschi-Bewegung diffamiert. Seine Ideen lebten jedoch bei den zentralasiatischen Kommunisten noch lange weiter. In den Moskauer Schauprozessen der dreißiger Jahre, die sich ja hauptsächlich gegen kommunistische Funktionäre richteten, war neben „Trotzkismus“, „Bucharinismus“ etc. der sogenannte „Sultangaliewismus“ ein häufiges, oft todwürdiges Delikt.

VI.

Um 1924 lagen die militärischen Verhältnisse in Zentralasien durch den unerbittlichen Einsatz der Roten Armee gegen die Basmatschi eindeutig zugunsten der Sowjetmacht, obwohl die Unruhen noch bis in die dreißiger Jahre hinein fort dauern sollten. Um nicht die Initiative in der politischen Entwicklung zu verlieren, mußte nun die sowjetische Führung unverzüglich an die endgültige Lösung der nationalen Frage in Zentralasien herangehen, einer Frage, die seit dem Einsetzen des russischen Kolonialismus ein destabilisierender, innenpolitischer „Dauerbrenner“ gewesen war.

Dabei schieden einige Modelle als antisowjetisch aus: Die Intentionen der pantürkischen Dschadidisten sowie panislamischer Konservativer, die alle Parteigänger der feindlichen Basmatschi geworden waren, kamen nicht in Frage. Das hätte die Aufgabe der Sowjetmacht in Zentralasien bedeutet. Die regionalen Nationalistenführer der Kasachen und Turkmenen hatten sich durch ihre russenfeindliche Politik gleichfalls als Gegner der Sowjets erwiesen. *Sultangaliew*s Konzept des Aufbaus unabhängiger, nationalkommunistischer Staaten als Kernstück einer „Internationale der Kolonialvölker“, also ein Plädoyer für kommunistischen Polyzentrismus, war in Acht und Bann geraten.

Auch die Karte der multi-ethnischen Buchara und Choresm stach nicht mehr. Durch ihre Solidarität mit den Basmatschi waren die bucharischen und choresmischen Pseudo-Kommunisten in den Sog der panturkistisch ausgerichteten Turkestaner Dschadidisten geraten. Also war es nötig, ganz neue Konzepte zu schaffen, die die sowjetische Führungsrolle nicht gefährden durften, ideologisch mit der Parteilinie übereinstimmten, aber auch für die Masse der damals noch mit den dschadidistischen Zielen sympathisierenden Einheimischen akzeptabel sein sollten.

Die Lösung wurde in der Schaffung neuer, sowjetischer Verwaltungseinheiten auf der Basis homogener, „echter Nationen“ herkömmlicher – europäischer – Vorstellung gesehen. Es war nicht schwer, auf dieser Grundlage administrative Territorien für Turkmenen (in Transkaspien), Kasachen und Kirgisen einzurichten. Die Oasenkette, also die Territorien Choresms, Bucharas und Turkestans bereiteten größere Schwierigkeiten. Das Gebiet zeichnete sich, wie schon vorhin beschrieben, durch ethnische, sozio-kulturelle und sprachliche Vielfalt aus. Nationalistische Dschadidisten träumten von der Schaffung eines homogenen „turkestanischen Nationalstaates“ mit tschagataischer Schriftsprache. Dieses Konzept hatte, objektiv gesehen, einen entscheidenden Fehler: Es basierte auf Wunschdenken und entsprach überhaupt nicht der konkreten historischen Realität. Nichtsdestoweniger fand es in den frühen zwanziger Jahren sowohl die meiste Zustimmung unter den Intellektuellen der genannten Gebiete. Die sowjetische Nationalitätenpolitik ent-

schied sich für einen den damals gegebenen instabilen Machtverhältnissen angepaßten, prinzipienlosen Kompromiß, für den im Nachhinein „marxistisch-leninistische“ Argumente kreiert wurden. Der Begriff „Turkestan“, nunmehr eindeutig antisowjetisch besetzt, durfte nicht mehr verwendet werden, andererseits hielt man es für richtig, im Sinne der Dschadidisten den multi-ethnischen Charakter der Region zu bekämpfen, sollten doch einheitliche Nationen im Sinne des herkömmlichen Nationalismus geschaffen werden. Die Lösung war die Zusammenfassung der türkischsprachigen Bevölkerung in der Oasenkette zu einer neuen Nation, der die Bezeichnung „Usbeken“ verliehen wurde. Zu ihr sollten sowohl die tribalen usbekischen Nomaden, das Herrenvolk der früheren Chanate, als auch die Masse der türkisch-iranischen, zweisprachigen Sefhaften, bisher „Sarten“ genannt, gehören. Während die ersteren eine dem Kasachischen ähnliche Sprache redeten, sprachen die anderen tschagataische Dialekte und Persisch. Für die Persisch-Sprecher im Südosten wurde – auch mit Blick auf deren Feindschaft zu den Panturkisten – eine eigene Region Tadschikistan konzipiert.

Der erste erforderliche Schritt war die Auflösung der drei Staaten Turkestan, Buchara und Chiwa. Dann wurden die nunmehr disponiblen Territorien bei Beibehaltung der traditionellen, kleineren Verwaltungseinheiten den neuen Territorien Usbekistan, Kasachstan und Turkmenistan zugeschlagen. 1926 wurde, zunächst innerhalb Usbekistans, Tadschikistan geschaffen. Die Grenzen dieser neuen Republiken mußten zwangsläufig willkürlich sein, was auch sofort zu schweren Streitigkeiten zwischen den neuen Nationen führte. Diese Rivalitäten wurden im allgemeinen durch Moskauer Beschlüsse entschieden, wenn auch nicht unbedingt entschärft. Vor allem zwischen Usbeken und Tadschiken kam es zu scharfem Zwist. Seine reale Grundlage bestand darin, daß viele ehemalige zweisprachige Sarten sich außerstande sahen, sich nunmehr als Tadschiken oder Usbeken zu deklarieren. Dazu kam die Tatsache, daß die ehemals „groß-turkestanisch“ gesinnten Dschadidisten umgehend als „neu-usbekische“ Nationalisten auftraten, unverdrossen die Einführung der tschagataischen Staatssprache forderten und weiterhin die Existenz der Tadschiken als einer persisch sprechenden Ethnie bestritten. Das Regime konnte nichtsdestoweniger unter Einsatz seiner Machtmittel die Schaffung der fünf nationalen Republiken Sowjetisch-Zentralasiens durchsetzen.

In Usbekistan blieb nach wie vor ein Problem ungelöst: der Sprachenstreit. Zwar war die Schaffung der Republik Usbekistan uneingestanden den idealistischen Intentionen der Panturkisten weitgehend gefolgt. Die sowjetischen Nationalitätenpolitiker stimmten mit den Dschadidisten auch stillschweigend in der Mißachtung der bisherigen Zweisprachigkeit überein. In der Wahl der Staatssprache für das neue Gebilde mußten sich die Sowjets dafür um so stärker von ihren Hauptfeinden abgrenzen. Mit der Einführung des la-

teinischen Alphabets wurden daher zunächst die nordtürkischen Dialekte der usbekischen Stämme der neuen usbekischen Schriftsprache zugrundegelegt. Der Masse der osttürkisch (tschagataisch) und auch persisch sprechenden Neu-Usbeken wurde hiermit eine ihr fremde Sprachform aufgezwungen, was zu bizarren Folgen in der Kulturpolitik führte. Erst in den dreißiger Jahren und endgültig um 1940, mit der Einführung der kyrillischen Schrift, wurde das Hochusbekische stillschweigend auf die Basis des Tschagataischen zurückgeführt, mit Konzessionen an umgangssprachliche Elemente. Nach außen hin konnte natürlich nicht sein, was nicht sein durfte. Die Verwendung des Begriffs „Tschagataisch“ blieb weiterhin verboten, auch in wissenschaftlichen Arbeiten mußte das klassische Tschagataisch, die fünfhundert-jährige Literatursprache Transoxaniens, als „Alt-Usbekisch“ bezeichnet werden, obwohl die ursprünglich als „Usbekisch“ firmierende Sprache eine ganz andere gewesen war.

VII.

Analog zu den weltweiten nationalistischen Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts mußte nach sowjetischem Selbstverständnis den neuen Nationen auch eine neue Nationalgeschichte gegeben werden. Die verworrene Ethno-Historie Zentralasiens bot dafür vielerlei Ansätze. Leider verbietet es sich, hier Beispiele für die ideologischen Eiertänze zu bringen, die in den darauf folgenden zwanzig bis dreißig Jahren auf diesem Gebiet erfolgten. Da die Konstituierung von Nationalgeschichten unter den strengen Augen der KPdSU stattfand und der wandelbaren, übergeordneten Parteilinie jeweils genau zu entsprechen hatte, ist es nicht verwunderlich, daß viele Historiker und Kulturwissenschaftler gnadenlosen Sanktionen zum Opfer fielen. Die Entwicklung der sowjetischen Geschichtswissenschaft in und über Zentralasien stand sogar noch über Stalins Tod hinaus an ideologischen Bocksprüngen und menschlichen wie wissenschaftlichen Ungeheuerlichkeiten dem atemberaubenden Schicksal der sowjetischen Genetikforschung in nichts nach. Das soll keine pauschale Diffamierung sein. Im Gegenteil: Die großartigen Leistungen der sowjetischen Erforschung Zentralasiens können erst richtig gewürdigt werden, wenn man sich dessen bewußt ist, unter welchen ideologisch-dogmatischen Bedingungen ihre Vertreter arbeiten mußten.

Westliche Zentralasienforscher übernehmen bis heute zuweilen in ihrer Kritik an der sowjetischen Nationalitätenpolitik Argumente der panturkistischen, vielleicht auch panislamistischen Dschadidisten von einst und ihrer heutigen Emigrantenepigonen im Westen. Dem ist nicht zu folgen. Die unhistorischen und irrationalen Konzepte, die zwischen 1900 und 1930 in den Köpfen vieler zentralasiatischer Nationalisten spukten, zielten allesamt auf

Lösungen der nationalen Frage ab, die für die Massen der Menschen der Region wenigstens genauso künstlich und willkürlich gewesen wären wie die letztlich verwirklichten sowjetischen Maßnahmen. Der eigentliche Punkt der Kritik muß wohl an der Niederlage von *Sultangaliew* und seinen Anhängern ansetzen. Die nationale Emanzipation, ein historischer Prozeß, der überall in der Welt mit allerlei Irrationalismen einherging und immer noch geht, fand in Sowjetisch-Zentralasien ausschließlich unter fremdbestimmter Bevormundung statt; in manchen Punkten geschah das – besonders seit den fünfziger Jahren – auch durchaus unter wohlwollender Bevormundung, denkt man nur an die Hebung der materiellen Lebensbedingungen, die Entwicklung von Wirtschaft, Infrastruktur, Volksbildung etc. Aber niemand wird abstreiten können, daß der Zustand Zentralasiens als der einer marginalen Region, in den das Gebiet durch die russische Eroberung im vergangenen Jahrhundert geraten ist, noch immer andauert.

Rückgängig ist der beschriebene Prozeß nicht zu machen. Die heutigen zentralasiatischen Sowjetrepubliken sind für ihre Einwohner Bezugspunkte nationaler Identifikation und kulturellen Selbstbewußtseins geworden. Sie sind allerdings auch weit davon entfernt, Zwischenformen auf dem Weg zum vereinheitlichenden Typus des „Sowjetmenschen“ zu sein, dessen Schaffung die sowjetische Nationalitätenpolitik zuzeiten als Ziel vertrat. Für die Zukunft sowjetischer Kulturgeschichte wird mit ihnen zu rechnen sein – und die turbulenten Ereignisse, die zu ihrer Schaffung geführt hatten, dürften unwiederholbare Geschichte sein.

VIII.

Das sowjetische Zentralasien und seine Geschichte im Spiegel neuerer westlicher Forschung

1. Übersichts- und Gesamtdarstellungen, Nachschlagewerke

Umfassende, meist historisch ausgelegte Gesamtdarstellungen und Sammelbände zu dem Thema „Russisches und Sowjetisches Zentralasien“ in westeuropäischen Sprachen liegen seit geraumer Zeit vor. Die klassische Darstellung der Geschichte der türkischen Völker Mittelasiens vom Altertum bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts sind die berühmten „Zwölf Vorlesungen“ des russischen Orientalisten *Wilhelm Barthold/Vladimir Bartol'd* (*Barthold*: 1962), deren Abfassung auf die Zeit um 1930 zurückgeht. Eine neuere, reich dokumentierte historische Gesamtdarstellung, die die Entwicklungen nach der Oktoberrevolution von 1917 ausführlich berücksichtigt (*Spuler*: 1966), zeichnet sich gegenüber *Barthold* (1962) durch eine viel bessere Übersicht-

lichkeit und Rücksichtnahme auf die Forschungen der Zeit von etwa 1920 bis 1965 aus. Sie hat nach wie vor Standardcharakter. Vergleichbar damit ist *Sarkisyanz* (1961), ohne jedoch *Bartholds* und *Spulers* Durchdringung der historischen Dynamik und Veränderungen zu erreichen. *Sarkisyanz* arbeitet einzelne Ethnien und Regionen unter Einschluß Kaukasiens, der Wolga- und Uralgebiete und Südwestsibiriens auf. Gleiches gilt für die Darstellung *Monteils* (1957), der sich entgegen *Sarkisyanz* vor allem mit den Verhältnissen in sowjetischer Zeit befaßt. In Frankreich lenkte er damit immerhin das öffentliche Interesse der späten fünfziger Jahre auf die bis dahin politisch und kulturell ignorierten Territorien Sowjetisch-Mittelasiens. Aus ethnologischer Sicht bietet *Krader* (1963a) gleichfalls einen systematischen Durchgang durch die heutigen Nationalitäten und Völkerschaften Zentralasiens. Die Darstellung historischer Entwicklungen gerät dabei oft sehr knapp, insbesondere werden – wie auch bei *Sarkisyanz* (1961) und im Gegensatz zu *Barthold* (1962) – die konkreten Umstände der für die Geschichte Zentralasiens so wichtigen Ethnogenese weithin mißachtet. In eher abstrakter Form befaßt sich *Krader* (1963b) mit diesem Thema jedoch eingehend, allerdings vor allem unter dem Gesichtspunkt ethnologischer und ethno-historischer Theoriebildung. Die Studie ist nicht als Beitrag zur konkreten Erforschung der Geschichte Zentralasiens, etwa in *Bartholds* Sinn, zu werten. Die Bedeutung von *Krader* (1963b) für universalhistorische Erwägungen ist hingegen nicht hoch genug einzuschätzen. Eine einstweilen unerreichte wertvolle Beurteilung Zentralasiens aus universalhistorischer Sicht liegt in dem Positionspapier von *Yuri Bregel* (1980), einem früher in Leningrad wirkenden Orientalisten vor. In bester Form an die historischen Forschungen *Bartholds* knüpfen *Bertold Spulers* Darstellungen (1949 und 1970) an. In seinem älteren Aufsatz beschäftigt er sich mit der Geschichte muslimischer Völker zwischen Wolga und Ural, der jüngere Beitrag enthält eine übersichtliche Präsentation der Ereignisgeschichte Zentralasiens vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Ähnliche Ziele verfolgt *Kurat* (1970a; b), ohne jedoch *Spulers* Souveränität der Darstellung zu erreichen (*Spulers* Gesamtdarstellung aus dem Jahr 1966 wurde bereits oben erwähnt).

Eine neuere Gesamtdarstellung der Geschichte Zentralasiens, die in vieler Hinsicht *Barthold* (1962) sowie *Spuler* (1966) erreicht und übertrifft, ist der Band „Zentralasien“ der *Fischer Weltgeschichte* (Hamburg 1966). In diesem Sammelband wird zum ersten Mal Zentralasien überzeugend als eine kulturhistorische Entität, die im Zentrum ihrer eigenen Geschichte steht, vorgeführt. Die Beiträge über die neuere und neueste Geschichte der Region stammen ausnahmslos von Autoren, die auch heute noch in der westlichen Zentralasienforschung führend sind und im folgenden eingehend besprochen werden. Zwei weitere Sammelbände befassen sich konkret mit den Verhältnissen Zentralasiens in neuer und neuester Zeit (*Allworth*: 1967; *Ro'i*: 1984). Ein Vergleich dieser beiden Bände verdeutlicht die veränderten Perspektiven

der Zentralasienforschung, die sich bis in die achtziger Jahre gegenüber der Zeit um 1960 entwickelt haben. Auf den Charakter dieser Veränderungen wird im weiteren Verlauf dieses Berichts noch ausführlicher eingegangen. Sowohl unter Aspekten rezenter Verhältnisse in Zentralasien als auch ihrer Vorgeschichte erwies sich eine andere Publikation, von der manches zu erwarten gewesen wäre, als verhältnismäßig wenig ergiebig: die Einführung in die Zentralasienkunde von Annemarie von Gabain (1979). Wohl unter dem Gesichtspunkt, politische Stellungnahmen zu vermeiden, wurden nahezu alle Themen vermieden, die vom Politischen nicht zu trennen sind.

Die einstweilen beste, umfassende Bibliographie über das sowjetische Zentralasien, die sich auch durch bestechende Gliederung auszeichnet, bietet *Allworth* (1975). Sie enthält überdies einen spannenden politikwissenschaftlichen Essay, in dem *Allworth* die Widersprüchlichkeit zwischen der auf Asien hin gerichteten Außenpolitik der UdSSR mit dem inneren Status ihrer asiatischen Gebiete zur Debatte stellt. Diesem Werk schickte der gleiche Autor eine umfassende Arbeitsbibliographie über zum Teil seltene, nicht-russische Veröffentlichungen aus dem sowjetischen Asien voraus (*Allworth*: 1971). Ein praktikables, wenn auch nicht annähernd vollständiges bibliographisches Nachschlagewerk zu unserem Thema verbirgt sich unter einem unerwarteten Titel: Xinjiang (Volksrepublik China) – eine Arbeitsbibliographie (*Hoppe*: 1982). Unter dem Gesichtspunkt des Untertitels „und angrenzende Gebiete Zentralasiens“ sind zahlreiche Titel aufgenommen, die die heute sowjetischen Gebiete Zentralasiens betreffen.

Der vorliegende Bericht sieht von der Erörterung turkologischer Arbeiten im engeren Sinne, also philologischen und sprachwissenschaftlichen Studien, ab; gleiches gilt für andere in diesem Raum zuständige Philologien. Allenfalls sei auf die Darstellungen moderner Turksprachen im ersten und der gegenwärtigen Literatur in diesen Sprachen von *Johannes Benzing* im zweiten Band des Sammelbandes *Philologiae Turcicae Fundamenta* (Wiesbaden, 1959; 1964) hingewiesen sowie auf den Beitrag von *Karl H. Menges* „Die türkischen Literaturen außerhalb der Türkei: Tschagataisch, Kasachisch, Kirgisisch, Türkmenisch, Kasan-Tatarisch, Aserbeidschanisch, Sibirisch-Türkisch“ in: „Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung“ (Hg. *W. von Einsiedel*), Darmstadt 1965. Die detaillierteste Darstellung der Literatur eines sowjetisch-zentralasiatischen Volkes bietet der tschechoslowakische Orientalist *Jirí Bečka* in seinen Beiträgen über die tadschikische Literatur in der englischen Version von *Jan Rypka*s iranischer Literaturgeschichte (*Rypka*: 1968).

2. Tendenzen westlicher Zentralasienforschung

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem russischen, später sowjetischen Zentralasien und seiner neuesten Geschichte zunächst in Westeuropa, seit dem zweiten Weltkrieg verstärkt auch in den USA, reagierte vor allem auf die Herausforderungen, die zunächst von der Befestigung der revolutionären Sowjetmacht in diesem Gebiet ausgingen. Im weiteren Verlaufe wurden sie auch durch die oft apologetischen, ideologisch bestimmten Diskurse sowjetischer Veröffentlichungen zur neuen und neuesten Geschichte der mittelasiatischen Republiken kontrovers stimuliert. Über mehrere Jahrzehnte hinweg sind dabei zwei hauptsächliche Tendenzen zu verfolgen. Die eine ist durch eine Betrachtungsweise geprägt, in der die zaristischen (und nach dem Ersten Weltkrieg sowjetischen) Gebiete Zentralasiens als Appendix des Epizentrums der russischen, dann sowjetischen Zentralmacht gesehen werden. In diesem Zusammenhang werden zentralasiatische Phänomene nicht als eigener Ausdruck eines historischen Subjekts gesehen, sondern als besondere Fallbeispiele des allgemeinen Verhaltens der politischen Zentrale einer Großmacht. In dieser Tradition stehen die Arbeiten von Osteuropa-Historikern wie *Hoetzsch* (1966), *Avrich* (1972) (behandelt die tatarischen und baschkirischen Aufständischen unter der Führung *Jemeljan Pugatschows*) und *Pelenski* (1974).

Die andere Perspektive geht von Zentralasien und seinen Völkern als dem Zentrum der Fragestellungen aus und neigt dazu, den Zugriff der zaristischen beziehungsweise sowjetischen Zentralmacht als genuin externes Phänomen zu sehen.

Diese Sichtweisen hängen oft an den wissenschaftlichen Disziplinen, aus denen die jeweiligen Zentralasienforscher sich herleiten. Rußland- und Osteuropa-Historiker, in neuerer Zeit auch Politikwissenschaftler, die sich mit der Sowjetunion als Schwerpunkt befassen („Sowjetologen“), neigen nicht nur inhaltlich zur erstgenannten Tendenz. Ihre philologische Kompetenz im Russischen verführt sie dazu, regionsinterne, nichtrussische Quellen im großen und ganzen unberücksichtigt zu lassen. Sprachliche und regional-kulturelle Erscheinungen, deren Bedeutung im Zusammenhang mit Fragen der Nationalitäten- und Minderheitenpolitik evident und unbestritten ist, werden dadurch oft nur – günstigerenfalls – „von außen“ oder überhaupt nicht wahrgenommen. Wissenschaftler, die den Umgang mit zentralasiatischen Sprachen durch ihre Fächer gewohnt sind (Turkologen, Orientalisten), haben zwar in vielen Fällen auch das Russische als „Wissenschaftssprache“ akzeptiert, neigen aber dazu, Probleme der sowjetischen Gesamtentwicklung, ideologische, politische, wirtschaftliche und soziale Auswirkungen gesamtsovietischer Natur, eher in geringem Umfang wahrzunehmen. Nicht-philologische Kulturwissenschaftler (Ethnologen etc.) und – seit den sechziger Jahren – ei-

ne Reihe von Politologen setzen zwar bewußt Zentralasien in den Mittelpunkt ihrer Themen, stoßen aber ihrerseits immer wieder auf die sprachliche Schranke, mißachten auch oft genug die Traditionen und Themen des „orientalistischen“ Forschungsflusses und geraten unversehens in eine „russozentrische“ Falle.

In den letzten zwanzig bis dreißig Jahren hat sich die Abgrenzung dieser beiden Tendenzen deutlich verschoben beziehungsweise aufgeweicht. Die Initiative dazu setzten der französische Forscher *Alexandre Bennigsen* und seine Mitarbeiter. Die Wahrnehmung des Islams nicht nur als einer Offenbarungsreligion in herkömmlichem Sinne, sondern als einer soziokulturellen Erscheinung von spezifischer Maßgabe für die Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft führte ihn und *Chantal Lemerrier-Quellejey* zur Zeit des Umsichgreifens tiersmondistischer Ideologien und Modelle gerade in Paris dazu, *Sultangaliew*, seine Ideologie und Bewegung dem Vergessen zu entreißen und zunächst der französischen Öffentlichkeit bewußt zu machen (*Bennigsen/Quellejey*: 1960). Mit einem darauf Bezug nehmenden Essay hat der Orientalist *Maxime Rodinson* (1979) die Leistungen des Kreises um *Bennigsen* schließlich auch seiner Zunft nahegebracht.

Seither hat sich die Qualität westlicher Zentralasienforschung erheblich geändert. Oft noch von „sowjetologischen“ Hintergründen ausgehend, werden erfolgreich kulturanthropologische und sozialwissenschaftliche Kategorien an das Thema herangebracht, auch die oben monierten sprachlichen Schranken werden zusehends überwunden. Aufseiten der Orientalisten ist eine ähnliche Bereitschaft, sich inhaltlich auf die politologischen und sozialwissenschaftlichen Partner hinzubewegen, nur spärlich festzustellen. Turkologische und iranistische Forschungen mit zentralasiatischen Themen beschränken sich allzu oft auf sprachwissenschaftliche, volkskundliche und eingeschränkte literaturwissenschaftliche Themen. Orientalistische Historiker jüngerer Generationen haben sich von Traditionen, wie sie etwa von *Barthold* und *Spuler* vertreten wurden, weitgehend entfernt. Jüngere Islamwissenschaftler, insbesondere in Deutschland, nehmen die zentralasiatischen Sowjetrepubliken nur ausnahmsweise nicht als peripheren Gegenstand ihres Faches wahr (*Heine-Stipek*: 1984). Frühere Perioden zentralasiatischer Geschichte werden von jüngeren deutschen orientalistischen Historikern nur ganz selten bearbeitet, etwa *Haarmann* (1974). In der Person des schon erwähnten amerikanischen Spezialisten für die entsprechenden Sowjetrepubliken *Edward Allworth* zeichnet sich ein zukunftsweisender Typus für die Zentralasienforschung ab: Er verbindet aufs glücklichste die oben charakterisierten neueren Ansätze der aus der sowjetologischen Ausrichtung stammenden Forscher mit den philologischen und kulturwissenschaftlichen Traditionen der Orientalisten. In zentralasiatischen Sprachen bestens zu Hause, hält er nicht nur das Niveau soziokultureller Fragestellungen in der Behandlung re-

gionsinterner Themen, sondern ist auch in der Lage, Aspekte der neueren und neuesten gesamtsovietischen Entwicklung adäquat zu diskutieren. Es ist zu hoffen, daß aus den Reihen islamwissenschaftlicher, turkologischer und iranistischer junger Wissenschaftler in nächster Zukunft verstärkt Gleichgesinnte hervorgehen mögen.

Dem Gesagten ist zu entnehmen, daß die Zentralasienforschung, insbesondere was die Erforschung des sovjetschen Zentralasiens betrifft, ausgeprägt interdisziplinären Charakter hat: Osteuropakundler, vor allem Historiker und Politologen, Orientalisten, Sprachwissenschaftler, Ethnologen und Geographen treffen auf diesem Felde seit geraumer Zeit zusammen. Derzeit erleben wir einen immer intensiveren Austausch von Fragestellungen und Methoden, die aus diesen Disziplinen stammen, und vieles spricht dafür, daß sich aus diesem gegenseitigen Austausch dieser Themen ein neuer, spezifischer Typus westlicher Zentralasienforschung in naher Zukunft entwickelt.

3. Panturkistische Ideologien in der Forschung

Angesichts der Publizität, die der türkische Nationalismus in der Zeit um den Ersten Weltkrieg bei vielen europäischen Orient-Interessierten gefunden hat, ist es nicht verwunderlich, daß in den darauf folgenden Jahrzehnten die Beschäftigung mit panturkistischen Ideen und Bewegungen in spätzaristischer und sovjetscher Zeit sowohl bei Turkologen als auch Ideologieforschern auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Viele diesbezügliche Forschungen zeichnen sich durch eher deutliche Parteinahme und Sympathie für die Träger des türkisch-nationalen Gedankens aus, wodurch in vielen Fällen auch Gegnerschaft zur nachrevolutionären Entwicklung der innersowjetischen Verhältnisse, oft genug klarer Antikommunismus, vertreten werden konnte. Alsbald zeichnete sich eine allgemeine Tendenz ab, die sovjetsche Nationalitätenpolitik gegenüber den muslimischen Völkern Zentralasiens undifferenziert als direkte Fortsetzung des zaristischen Kolonialismus zu präsentieren. Eher unbewußt wurden dabei im Laufe der Zeit zahlreiche Ideologeme, oft abenteuerlich unhistorischer Natur, von den Panturkisten übernommen. Ohne sich im einzelnen mit den Inhalten sovjetscher Nationalitätenpolitik kritisch auseinanderzusetzen, akzeptierten viele westliche Forscher panturkistische Theorien über die politische Vereinigung und Vereinheitlichung türkischer Ethnien in Rußland als die zwingend herbeizuführende, einzig „natürliche“ Entwicklung für das patchwork-artige ethnokulturelle Zentralasien und bezichtigten die Sowjets, diese Entwicklung durch eine *divide et impera*-Politik mit kolonialistischen Maßnahmen zu verhindern. Sowjetische Bestrebungen zur Herstellung gesamtsovjetscher, überregionaler sozio-ökonomischer und kultureller Standards wurden – eigentlich im Widerspruch zur

These von „teile und herrsche“ – undifferenziert als koloniale Russifizierung gebrandmarkt.

Diese Tendenz kündigt sich in frühen Arbeiten (*Czaplicka*: 1918/1973; *Jansky*: 1929) in Spuren an und wird im nationalsozialistischen Deutschland mit einer klaren antisowjetischen Note zum ersten Mal deutlich wahrnehmbar. Je nach den Regionen, mit denen sich die Autoren befassen, übernehmen sie unkritisch, ja enthusiastisch die Positionen der jeweiligen dschadidistischen Panturkisten, etwa von *Mende* (1936) die Träume von einem selbständigen „Wolga-Ural-Staat“ (*Itil-Ural*) oder *Olzscha-Cleinow* (1942) und *Benzing* (1943) großturkestanische Konzepte. In der Zeit des Kalten Krieges und zum Teil auch danach wird diese Linie kontinuierlich fortgesetzt, sie wird nunmehr verstärkt in den USA und in Großbritannien vertreten: *Caroe* (1953), *Hostler* (1957, deutsch: 1960), *Park* (1957), eine historische Untersuchung zur sowjetischen Frühzeit, *Wheeler* (1964) und – ein Klassiker dieser Arbeitsrichtung – *Zenkowsky* (1960). Im Westen lebende Zentralasiaten, frühere engagierte und deutlich antisowjetische Parteigänger panturkistischer, nationaler Bewegungen entsprechen üblicherweise dieser Ausrichtung, ungeachtet der geänderten Forschungsrichtungen, die seit 1960 um sich greifen. Als Beispiel diene der Usbeke und überzeugte „Groß-Turkestanist“ *Baymirza Hayit* (1949; 1956; 1971). Zu den Schwächen der Vertreter dieser Richtung zählt ihre apologetische Haltung, alle oppositionellen, regionalistischen Bewegungen und Positionen ohne Unterschied als Parteigänger der von den Autoren jeweils vertretenen oder favorisierten Richtung des antisowjetischen, nationalistischen Kampfes zu reklamieren. Die vielfältigen Differenzen und Rivalitäten dieser Positionen fallen dabei allzu leicht unter den Tisch.

Neuerdings zeichnen sich Bestrebungen ab, die panturkistischen Ideen der Dschadidisten vor und nach der Revolution aus dem Junktum mit antisowjetischen Vorstellungen zu lösen und ideologiegeschichtlich zu untersuchen (*Kuttner* 1975; *Lazzerini* 1975). Hervorzuheben ist *Swietochowskis* Arbeit über die Entstehung des aserbeidschanischen Nationalismus in der Zeit um den Ersten Weltkrieg (1985). In einer schönen Studie untersucht *Bergdolt* (1981) den politischen Werdegang des baschkirischen Panturkisten *Zeki Velidi Togan*. Das unbestrittene Standardwerk dieser veränderten Sichtweise ist *Bennigsen-Wimbush* (1979), in dem die zahlreichen, gegen den sowjetischen Zentralismus gerichteten nationalistischen Bestrebungen der frühen Sowjetzeit unter dem Gesichtspunkt des „Nationalkommunismus“ gesehen werden, als zu ihrer Zeit potentielle, alternative Konzepte der Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft. Allerdings werden dabei manchen Nationalisten marxistische Tendenzen unterschoben, die im einzelnen nachzuweisen schwierig sein dürften. Zum anderen werden „moskautreue“ Politiker wie der Aserbaidshaner *Narimanov* zu verkappten „Nationalkommunisten“ umgedeutet,

die nur das Glück gehabt hätten, sozusagen rechtzeitig gestorben zu sein. Eine weitere interessante Arbeit in dieser Richtung ist *Carrère d'Encausse* (1966), in der die Aufklärungs- und Revolutionsbewegung der Dschadidisten im Emirat Buchara umfassend untersucht wird, die jedoch nicht frei von Verallgemeinerungen ist: Dadurch wird die spezifische Entwicklung des bucharischen Nationalismus oft zugunsten von Analogien zu anderen dschadidistischen Linien (Turkestan, Tataren) verdeckt.

4. Arbeiten, die sich mit der sowjetischen Zentralasienpolitik unter dem Gesichtspunkt der Religionspolitik auseinandersetzen

Die antireligiöse Propaganda und Aktivität, die die Bolschewiki unmittelbar nach ihrer Machtergreifung im zentralen russischen Gebiet mit Stoßrichtung gegen die russisch-orthodoxe Kirche ins Leben gerufen hatten, wurde sehr bald auf andere Religionsgemeinschaften, insbesondere den Islam, ohne besondere Rücksicht auf die anders strukturierten soziokulturellen Verhältnisse weiterhin schematisch übertragen. Bis heute – und in der achtziger Jahren wieder verstärkt – werden alle Elemente islamischer Religionsausübung innerhalb der Sowjetunion als reaktionär und rückständig gebrandmarkt und bekämpft. Dabei ergaben und ergeben sich ständig erhebliche Probleme, weil eine Reihe „islamischer“ Phänomene von vielen Angehörigen muslimischer Völker des Landes als nationales Bewußtsein konstituierende Elemente verstanden werden, die selbst hohe Parteifunktionäre nicht als religiöse, sehr wohl jedoch als spezifisch nationale Verhaltensweisen akzeptieren. Eine innersowjetische „Ethnizitäts-Debatte“ unter dem Gesichtspunkt der soziokulturellen Rolle des Islams findet ungeachtet dessen in der Öffentlichkeit nicht statt, sie wird vielmehr verdeckt unter politischen Kampagnen, gewissermaßen zwischen den Zeilen geführt.

Schon von den Epigonen der vorrevolutionären Dschadidisten war der Kampf um nationale Selbstbestimmung – wie immer sie konzipiert gewesen sein mag – mit der Forderung nach Beibehaltung des Islams und islamischer Religionsfreiheit aufs engste verbunden worden. Auch in unserer Zeit ist wohl klar, daß die Beharrlichkeit sowjetischer Herrschaftsideologien, in Zentralasien die „nationale Frage“ von der „islamischen Frage“ getrennt zu erörtern, auf Wunschenken beruht und der gesellschaftlichen Realität nicht entspricht.

Die Periode des Kalten Krieges verführte auch hier eine Reihe von westlichen Forschern dazu, den Islam in der Sowjetunion als ein Fallbeispiel für sowjetische Religionspolitik überhaupt heranzuziehen und die für die zentralasiatische Gesellschaft spezifischen, historisch bedingten sozio-religiösen Verhältnisse zu mißachten. In ungewollter Weise übernehmen mitunter antisowje-

tisch gestimmte Autoren Ebenen der Diskussion, die denen der sowjetischen Positionen wenigstens strukturell gleichen (*Pipes*: 1954; *Bräker*: 1969; 1971; 1984). Ähnlich wie die bewußte oder unwillkürliche Akzeptanz panturkistisch-nationalistischer Tendenzen und Konzepte verführt auch die Betrachtung der „islamischen Gläubigengemeinschaft in der Sowjetunion“ insgesamt dazu, regionale Besonderheiten, spezifische und unterschiedliche Entwicklungen innerhalb einzelner Republiken gering zu achten oder bewußt zu negieren: auf für *Pipes* und *Bräker* besteht der letztliche Zweck der sowjetischen Nationalitätenpolitik darin, das politische Potential der Gesamtheit der sowjetischen Muslime zu zersplittern. Gegen diese – angenommene – sowjetische Position wird polemisiert, und daher wird oft genug die Gegenposition – die Vorstellung von einer den sowjetischen Intentionen entgegengesetzten muslimischen Einheitlichkeit – gewissermaßen axiomatisch den eigenen Forschungen zugrundegelegt.

Die Arbeiten des schon mehrfach erwähnten *Alexandre Bennigsen* und seiner Mitarbeiter überwinden seit den späten fünfziger Jahren die traditionellen Vorstellungen vom sowjetischen Islam als einer Religion, die sich hauptsächlich – wie auch das orthodoxe Christentum – durch ihre Institutionen äußert (weshalb besonders *Bräker* sich auch konsequenterweise vorzüglich mit dem Kampf sowjetischer gegen islamische Institutionen befaßt), sondern sehen die „Islamität“ der Zentralasiaten vor allem als ein Bündel soziokultureller Phänomene, das sich zum einen durch Erforschung des politischen und gesellschaftlichen Alltags ermitteln läßt, zum anderen auch verstärkt ideologiekritische Forschungen erforderlich macht. Gegen das traditionelle Modell der gläubigen Gemeinde sowjetischer Muslime wird von den Anhängern der *Bennigsen*schen Betrachtungsweise der kollektive Verhaltenstypus des sowjetischen *homo islamicus* gesetzt, der – als gesellschaftliche Realität – wiederum mit der utopischen Vorstellung der sowjetischen Staatsideologie vom *homo sovjeticus*, dem *sovetskij čelovek*, kontrastiert wird (*Carrère d'Encausse*: 1979). Natürlich ist auch diese Sichtweise nicht geeignet, regionalen Besonderheiten ihr spezifisches Gewicht zuzumessen. Das bringt mit sich, daß Untersuchungen darüber, inwieweit die nichtrussischen, vor allem zentralasiatischen Sowjetrepubliken im Laufe der Jahrzehnte soziokulturelle Eigenständigkeiten entwickelt haben, inwieweit sie identifikationsschaffende „Heimat“ ihrer Bewohner geworden sind, aus westlicher Sicht nach wie vor so gut wie fehlen. Ethnizitätsforschung aus regionalistischer Sicht, Fragestellungen nach Veränderungen der *ethnic boundaries* im sowjetischen Zentralasien und ähnliches mögen dem außenstehenden Betrachter unserer Tage zwar als wichtiges Themenbündel der Zentralasienforschung erscheinen – seine Behandlung steht bei den westlichen Spezialisten aus und bildet ein gewichtiges Desideratum (Ausnahme: *Allworth*: 1964; *Sciarria*: 1961; *Hayit*: 1962, *Fragner*: 1979).

5. Alexandre Bennigsen und seine Anhänger

Auf das Fortleben islamischer Lebensformen im sowjetischen Alltag machte zunächst *Bennigsen* (1957) aufmerksam. Die Arbeit *Bennigsen/Quelquejay* (1960) setzte den ersten ideengeschichtlichen Markstein in der Erforschung des sowjetischen Zentralasiens, in den das veränderte Verständnis von der Rolle des Islams in der modernen tatarischen und zentralasiatischen Gesellschaft bereits Eingang gefunden hatte. Analog dazu erschien alsbald eine methodisch vergleichbar angesetzte historische Studie von *Bennigsen, Lemerrier* und *Quelquejay* (1964). Zeitgeschichtliche Gesamtdarstellungen folgten (*Bennigsen/Quelquejay*: 1961, *Bennigsen/Lemerrier/Quelquejay*: 1967). Die eher politisch-ideengeschichtliche Frage nach frühsowjetischen Vorläufern tiersmondistischer Konzepte neuerer Zeit wird in *Carrère d'Encausse/Schram* (1969) behandelt. Hier werden zentrale Aussagen von *Bennigsen* und *Quelquejay* (1960) weiter verfolgt: es stellt sich heraus, daß Inhalte der Auseinandersetzungen zwischen den chinesischen Kommunisten und der Komintern, die in den siebziger Jahren in der politikologischen Literatur Westeuropas einige Beachtung fanden, in weniger bekannten innersowjetischen Diskussionen längst vorweggenommen waren. Ähnliche Ansätze verfolgt auch *Allworth* (1975). Die einstweiligen Höhepunkte der von *Bennigsen* intendierten Betrachtungsweise stellen *Carrère d'Encausse* (1979), *Bennigsen/Wimbush* (1979) und der spannende Sammelband von *Ro'i* (1984) dar. Neuere Entwicklungen des von *Bennigsen* und seinen Leuten georteten, geheimen „Parallel-Islams“ in weiten Teilen der sowjetischen Gesellschaft der letzten Jahre, eine vermutete, spezifisch sowjetische Spielart der weltweiten „Reislamisierung“, werden in *Bennigsen* und *Lemerrier/Quelquejay* (1982) und *Bennigsen/Broxup* (1983) ausgeführt. Dabei handelt es sich um die sich ausbreitenden Tätigkeiten mystischer Orden – vor allem in Kaukasien –, in denen *Bennigsen* ein besonders virulentes Element antisowjetischen Islamismus innerhalb der UdSSR sieht (*Bennigsen/Wimbush* 1985). Als ständiges Publikationsforum von *Bennigsen* nahestehenden Autoren haben sich inzwischen die Periodica *Central Asian Newsletter* und *Central Asian Survey*, beide herausgegeben von der *Society for Central Asian Studies* (Oxford), etabliert.

6. Historische, soziologische und politikwissenschaftliche Studien aus neuerer Zeit

Historische und kulturgeschichtliche Untersuchungen aus den Federn westlicher Wissenschaftler über das sowjetische Zentralasien halten sich weiterhin zahlenmäßig in Grenzen. Die Historikerin *Holdsworth* befaßte sich 1959 mit der Geschichte der russischen Unterwerfung der drei transoxanischen

Chanate. Die Geschichte der zaristischen Protektorate Buchara und Chiwa behandelt eingehend und meisterhaft – leider unter Ausschluß einheimischer Quellen – Becker (1968), von der Protektoratsverfassung über die Bildung der beiden Volksrepubliken Choresm und Buchara bis zu ihrer Eingliederung in die Sowjetunion. Das Werk hat in jeder Hinsicht nach wie vor Standardcharakter und wird allenfalls übertroffen durch die wenig bekannte, meisterhafte Studie des indischen Gelehrten *Vaidyanath* (1967). Diese Arbeit ist die wohl beste politische Ereignisgeschichte des sowjetischen Zentralasiens von der Revolution bis 1936. Eine thematisch vergleichbare Studie von *Vaidyanaths* Landsmann *Kaushik* (1970) lehnt sich deutlich an Standards der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung an. Die Entwicklung nationalistischer und modernistischer Bewegungen im Protektorat Buchara untersucht *Carrère d'Encausse* (1966). Eine vorbildliche historisch-orientalistische Arbeit, in der die „Sowjetisierung“ der nachrevolutionären usbekischen Literatur erschlossen wird, ist *Allworth* (1964). Sie könnte regionalistisch interessierten Spezialisten der nächsten Zukunft in vieler Hinsicht als Modell dienen! Historische Untersuchungen kleineren Umfangs sind *Scarcia* (1961) und *Hayit* (1962), die sich mit Detailproblemen der tadschikischen und usbekischen Literatur befassen, *Fragners* (1979) Aufsatz über die frühen dschadidistischen Vorstellungen des später hochberühmten sowjet-tadschikischen Literaten *Sadriddin Anji* und *Bregel* (1978) über Ethnizitätsprobleme in Chiwa. *Findeisens* (1958) Geschichte der kasachisch-russischen Beziehungen sollte schließlich auch an dieser Stelle erwähnt werden. Die Quellenlage und die Schwierigkeiten mit Feldforschungsmöglichkeiten schrecken Soziologen oft davon ab, sich mit zentralasiatischen Problemen zu befassen. Eine interessante, reich dokumentierte Arbeit über frühsowjetische Kampagnen zur Frauenbefreiung in Zentralasien und ihre gesamtsovetischen Konnotationen bietet *Massel* (1974). Sozialer und kultureller Wandel werden von *Bacon* (1966), *Medlin/Cave/Carpenter* (1971) und *Djamgberchinov* (1978) beschrieben. Sozioökonomische Veränderungen stehen im Zentrum von *Conolly* (1967) und *Khan* (1979). Politologische („sowjetologische“) Studien über Sowjet-Zentralasien befaßten sich zunächst vorzüglich mit administrativen Problemen (*Dawletschin*: 1962; 1963; *Butler*: 1976/1977). Mit der Erforschung der sowjetischen Nationalitätenpolitik beschäftigt sich seit geraumer Zeit der Kölner Politologe *Simon* (1982; 1984; o.J.). Unter ähnlichen Gesichtspunkten liegt eine umfangliche Monographie (*Rakowska-Harmstone*: 1970) vor, die die Praxis der sowjetischen Nationalitätenpolitik über mehrerer Jahrzehnte am Fallbeispiel der Tadschikischen SSR untersucht. Die schon erwähnte Arbeit von *Carrère d'Encausse* (1979), die eine Gesamtbewertung der sowjetischen Nationalitätenpolitik mit besonderer Berücksichtigung Zentralasiens bietet, ist in diesem Zusammenhang nochmals aufzuführen. Die in ihr enthaltenen aktuellen Verhältnisse werden zum Teil noch genauer untersucht bei *Ryukin* (1982)

und *Sbuiskii* (1980). Die drei letztgenannten Arbeiten sind durch das Vorliegen neuesten statistischen Materials sowie ethnologischer und sozialwissenschaftlicher Erhebungen aus der Sowjetunion stimuliert worden.

Die Ausweitung westlicher Forschung über das sowjetische Zentralasien leidet vor allem an der geringen Verbreitung der erforderlichen Sprachkenntnisse. Russisch als wichtigste Wissenschafts- und Quellensprache ist in Westeuropa und Nordamerika keineswegs als geläufige Fremdsprache anzutreffen, hinreichende philologische Kenntnisse zentralasiatischer Sprachen sind – von Turkologen abgesehen – selbst bei Orientalisten (Islamwissenschaftlern) nur eher selten gegeben. Zur Information des sprachunkundigen interessierten Publikums möchte ich deshalb noch einige Hinweise geben, denen, wenn auch nur sehr norddürftig, einige Eindrücke von Stand und inhaltlichen Positionen aus der Sowjetunion und sozialistischer Länder abgewonnen werden können.

Brentjes (1977) vermittelt einen Überblick über die kulturhistorische Entwicklung Zentralasiens in weitgehender Anlehnung an die diesbezüglichen Vorstellungen der sowjetischen Geschichtsforschung. Die historischen Prozesse der russischen Eroberung und späteren Sowjetisierung schildert ebenfalls in Übereinstimmung mit sowjetischen Positionen *Kaushik* (1970). *Schäfer* (1982) bietet mit ihrer ideologiegeschichtlichen Darstellung der Nationalitätenpolitik der KPdSU gewissermaßen eine diesbezügliche Schau von innen. Eine Reihe interessanter Aufsätze sowjetischer und der Sowjetunion verbundener Autoren enthält der Sammelband *Gafurovs* (1975). Ausrichtungen, Tendenzen und Forschungslinien der sowjetischen Literaturwissenschaft hat der tschechoslowakische Iranist *Jiří Bečka* aufgegriffen. In mehreren Schriften behandelt er eingehend und kenntnisreich Probleme der modernen Literaturentwicklung in Tadschikistan (1963) sowie auch in anderen – englisch geschriebenen – Beiträgen zu der Prager orientalistischen Zeitschrift *Archiv Orientalni*. Hervorzuheben sind sein Beitrag zu *Rypka* (1968), der schon andernorts erwähnt wurde, sowie seine Monographie über die Person des modernen tadschikischen Literaten und „Kulturpapstes“ *Sadriddin Ajni* (*Bečka*: 1980).

Literatur

- Allworth, Edward (Hg.): 1967, *Central Asia. A Century of Russian Rule*. New York.
Allworth, Edward: 1975, *The Controversial Status of Soviet Asia*, in: Allworth, XVI-LIX.
Allworth, Edward: 1971, *Nationalities of the Soviet East, Publications and Writing Systems, A Bibliographical Directory and Translation Tables for Iranian- and Turcic-Language Publications 1918-1945*, located in U.S. Libraries. New York.
Allworth, Edward: 1975, *Soviet Asia Bibliographies, A Compilation of Social Science and Humanity Sources on the Iranian, Mongolian and Turcic Nationalities (Praeger Special Studies)*. New York.
Allworth, Edward: 1964, *Uzbek Literary Politics*. The Hague.
Avrich, Paul: 1972, *Russian Rebels: 1600-1800*. New York.

- Bacon, Elizabeth E.: 1966, *Central Asians under Russian Rule, A Study in Cultural Change*. Ithaca N.Y.
- Barthold, Wilhelm: 1962, *Zwölf Vorlesungen über die Geschichte der Türken Mittelasiens*. Hildesheim.
- Bečka, Jiří: 1980, *Sadriddin Ayni, Father of modern Tajik Literature*. Neapel.
- Bečka, Jiří: 1963, *Soviet studies on Ahmad Donish*, in: *Archiv Orientální* 31, S. 483-487
- Becker, Seymour: 1968, *Russia's Protectorates in Central Asia: Bukhara and Khiva 1865-1924*. Cambridge, Mass.
- Bennigsen, Alexandre: 1958, „Traditional Islam in the Customs of Turcic Peoples of Central Asia“, in: *Middle East Journal* 12, 2, S. 227-233.
- Bennigsen, Alexandre/Broxup, Marie: 1983, *The Islamic Threat to the Soviet State*. London-Canberra.
- Bennigsen, Alexandre/Lemercier-Quelquejay, Chantal: 1982, *Clans et tariqat, soviets et parti communiste au Caucase du Nord*, in: J.-P. Digard (Hg.), *Le cuisinier et le philosophe-hommage à Maxime Rodinson*. Paris, S. 235-243.
- Bennigsen, Alexandre/Lemercier-Quelquejay, Chantal: 1967, *Islam in the Soviet Union*. London.
- Bennigsen, Alexandre/Lemercier-Quelquejay, Chantal: 1964, *La presse et le mouvement national chez les musulmans de Russie avant 1920*. Paris.
- Bennigsen, Alexandre/Quelquejay, Chantal: 1960, *Les Mouvements nationaux chez les musulmans de Russie – le „Sultangalievisme“ au Tartastan*. Paris.
- Bennigsen, Alexandre/Quelquejay, Chantal: 1961, *The Evolution of the Muslim Nationalities of the U.S.S.R.* London.
- Bennigsen, Alexandre/Wimbush, S. Enders: 1979, *Muslim National Communism in the Soviet Union, A Revolutionary Strategy for the Colonial World*. Chicago.
- Bennigsen, Alexandre/Wimbush, S. Enders: 1985, *Mystics and Commissars. Sufism in the Soviet Union*. London.
- Benzing, Johannes: 1943, *Turkestan*. Berlin.
- Bergdolt, Friedrich: 1981, *Der geistige Hintergrund des türkischen Historikers Ahmed Zeki Velidi Togan nach seinen Memoiren (Islamkundliche Untersuchungen 59)*. Berlin.
- Bräker, Hans: 1961 und 1971, *Kommunismus und Weltreligionen Asiens*, 2 Bde., Tübingen.
- Bräker, Hans: 1984, *Sowjetunion und Volksrepublik China*, in: Werner Ende/Steinbach, Udo (Hg.), *Der Islam in der Gegenwart*. München, S. 248-273.
- Bregel, Yuri: 1980, *The Role of Central Asia in the History of the Muslim East*, (Occasional Paper of the Afghanistan Council – The Asia Society, New York), February.
- Bregel, Yuri: 1978, *The Sarts in the Khanate of Khiva*, in: *Journal of Asian History* 12, S. 120-151.
- Brenčes, Burkhart: 1977, *Mittelasien – Eine Kulturgeschichte der Völker zwischen Kaspischem Meer und Tianshan*. Leipzig-Wien.
- Butler, W.: 1976-77, *Systematization of Union Republic in the USSR: The Usbek Soviet Socialist Republic*, in: *Annuaire de l'U.R.S.S.*, 171-188.
- Caroe, Olaf: 1953, *Soviet empire – the Turks of Central Asia and Stalinism*. London.
- Carrère d'Encausse, Hélène: 1966, *Réforme et révolution chez les musulmans de l'Empire Russe – Boukhara 1867-1924*. Paris.
- Carrère d'Encausse, Hélène: 1979, *Risse im roten Imperium*. Wien.
- Carrère d'Encausse, Hélène/Schram, Stuart R.: 1969, *Marxism and Asia*. London.
- Conolly, Violet: 1967, *Beyond Urals. Economic Developments in Soviet Asia*. London.
- Czaplicka, Marie A.: 1973, *The Turks of Central Asia in History and at the Present Day*. London-New York (1. Aufl. 1918).
- Dawletschin, Timurbek: 1962, *Änderungen an den gesetzgebenden und administrativen Funktionen der Sowjetrepubliken von Turkestan*, in: *Sowjetstudien* 13 (München, Dez.), 15-35.
- Dawletschin, Timurbek: 1963, *Die Neugestaltung der Verwaltung Turkestans*, in: *Sowjetstudien* 15 (Dez.), 66-82.
- Djamgherchinov, B.D.: 1978, *Development of Traditional Aspects of National Culture in the Soviet Central Asian Republics*, in: Bhabhagrahi Misra/Preston, J., (Hg.), *Community, Self and Identity*, The Hague-Paris, 87-91.
- Findeisen, Hans: 1958, *Zur Geschichte der Kasachisch-Russischen Beziehungen*. Augsburg.
- Fragner, Bert: 1979, *Sowjetmacht und Islam: die Revolution in Buchara*, in: V. Haarmann/Bachmann, P., (Hg.), *Die islamische Welt zwischen Mittelalter und Neuzeit – Festschrift Roemer (BTI 22)*. Beirut (Wiesbaden).
- Gabain, Annemarie von: 1979, *Einführung in die Zentralasienkunde*. Darmstadt.

- Gafurov, G. G. et al. (Hg.): 1975, *Central Asia in Modern Times*. Moskau.
- Haarmann, Ulrich: 1974, Staat und Religion in Transoxanien im frühen 16. Jahrhundert, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 124, 332-369.
- Hambly, Gavin (Hg.): 1966, *Zentralasien* (Fischer Weltgeschichte 16), Frankfurt.
- Hayit, Baymirza: 1962, Die jüngste özbekische Literatur, in: *Central Asian Journal* 7, 119-178.
- Hayit, Baymirza: 1949, Die nationalen Regierungen von Kokand (Choquand) und der Alasch-Orda. Diss. Münster.
- Hayit, Baymirza: 1956, *Turkestan im 20. Jahrhundert*. Darmstadt.
- Hayit, Baymirza: 1971, *Turkestan zwischen Rußland und China*. Amsterdam.
- Heine, Peter/Stipek, Reinhold: 1984, Ethnizität und Islam (Islam und Ethnologie 1). Gelsenkirchen.
- Hoetzsch, Otto: 1966, *Rußland in Asien, Geschichte einer Expansion*. Stuttgart.
- Holdsworth, Mary: 1959, *Turkestan in the Nineteenth Century, A brief history of the Khanates of Bokhara, Kokand and Khiva*. Oxford.
- Hoppe, Thomas: 1983, *Xinjiang (Volksrepublik China) – eine Arbeitsbibliographie* (Geochina 8). München.
- Hostler, Charles Warren: 1960, *Turkism and the Soviets, The Turks of the World and their Political Objectivities*, London 1957. (Deutsch:) *Türken und Sowjets. Die historische Lage und die politische Bedeutung der Türken und der Turkvölker in der heutigen Welt*. Frankfurt.
- Jansky, Herbert: 1929, Die „Türkische Revolution“ und der russische Islam, in: *Der Islam* 18, 158ff.
- Kaushik, Devendra: 1970, *Central Asia in Modern Times, a History from the Early 19th Century*, Moskau.
- Khan, Azizur Rahman: 1979, *Collective agriculture and rural development in Soviet Central Asia, A Study prepared for the International Labour Office within the framework of the World Employment Programme*, London.
- Krader, Lawrence: 1963a, *Peoples of Central Asia (Uralic and Altaic Series 26)*. Bloomington.
- Krader, Lawrence: 1963b, *Social Organization of the Mongol-Turcic Pastoral Nomads*. The Hague.
- Kurat, Akdes Nimet: 1970, Islam in the Soviet Union, in: P. Holt/A. K. S. Lambton/Lewis, B., (Hg.), *The Cambridge History of Islam*, Bd. 1, Cambridge, 627-643b.
- Kurat, Akdes Nimet: 1970, Tsarist Russia and the Muslims of Central Asia, in: P. M. Holt/A. K. S. Lambton/B. Lewis (Hg.), *The Cambridge History of Islam*, Cambridge, 503-524a.
- Kuttner, T.: 1975, Russian Jadidism and the Islamic World, Ismail Gasprinskii in Cairo – 1980, A Call to the Arabs for the Rejuvenation of the Islamic World, in: *Cahiers du monde russe et soviétique* 16, 383-424.
- Lazzerini, E. J.: 1975, Qadidism at the Turn of the Twentieth Century: A View from Within, in: *Cahiers du monde russe et soviétique* 16, 245-277.
- Massell, Gregory J.: 1974, *The Surrogate Proletariat, Moslem Women and Revolutionary Strategies in Soviet Central Asia 1919-1929*. Princeton.
- Medlin, William K./Cave, William M./Carpenter, Finley: 1971, *Education and Development in Central Asia, A Case Study on Social Change in Uzbekistan*, Leiden.
- Mende, Gerhard von: 1936, *Der nationale Kampf der Rußlandtürken*. Berlin.
- Monteil, Vincent: 1942, *Les musulmans soviétiques*, Paris 1957. Olzcha Reiner/Cleinow, Georg: *Turkestan. Die politisch-historischen und wirtschaftlichen Probleme Zentralasiens*. Leipzig.
- Park, Alexander G.: 1957, *Bolshevism in Turkestan 1917-1927*. New York.
- Pelenski, Jaroslav: 1974, *Russia and Kazan (Conquest and Imperial Ideology 1438-1560)*. The Hague-Paris.
- Pipes, Richard: 1954, *Moslems of Central Asia: Trends and Prospects*. Cambridge (Mass.).
- Rakowska-Harmstone, Teresa: 1970, *Russia and Nationalism in Central Asia. The Case of Tadzhikistan*. Baltimore & London.
- Rodinson, Maxime: 1979, *Marxism and the Muslim World*, Translated by Michael Pallis, London.
- Ro'i, Yaacov (Hg.): 1984, *The USSR and the Muslim World*. London.
- Rypka, Jan: 1968, *History of Iranian Literature*, Dordrecht (488ff.: J. Bečka über tadschik. Literatur).
- Rywwin, Michael: 1982, *Moscow's Muslim Challenge. Soviet Central Asia*. New York.
- Sarkisyanz, Emanual: 1961, *Geschichte der orientalischen Völker Rußlands bis 1917, Eine Ergänzung zur ostslawischen Geschichte Rußlands*. München.
- Scarcia, Gianroberto: 1961, Note su alcuni motivi della cultura tagica e su Ahmad Danis, in: *Annali (Napoli)* N.S. 11, 63-103.
- Schäfer, Monika: 1982, *Nationalitätenpolitik der KPdSU in Geschichte und Gegenwart*. Berlin (DDR).

- Shuiskii, S.A.: 1980, Muslims in the Soviet State: Islam, A Privileged Religion?, in: *Oriente Moderno* 60/7-12, 383-402.
- Simon, Gerhard: o.-J., Nationalismus in der Sowjetunion, in: H.A. Winkler (Hg.): *Nationalismus in der Welt von heute*. Göttingen
- Simon, Gerhard: 1982, Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion seit Stalin, in: G. Brunner/Meissner, B., (Hg.), *Nationalitätenprobleme in der Sowjetunion und Osteuropa*, Köln, 45-66.
- Simon, Gerhard: 1984, Nationalitätenprobleme und Regierbarkeit der Sowjetunion, in: *Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien* 21. Köln.
- Spuler, Bertold: 1970, Central Asia from the Sixteenth Century to the Russian Conquest, in: Holt/P.M./Lambton, A.K.S./Lewis, B., (Hg.), *The Cambridge History of Islam*, Bd. 1, Cambridge, 468-494.
- Spuler, Bertold: 1966, Geschichte Mittelasiens seit dem Auftreten der Türken, in: B. Spuler (Hg.), *Handbuch der Orientalistik, 1. Abteilung, 5. Band, 5. Abschnitt (Geschichte Mittelasiens)*. Leiden-Köln, 123-310.
- Spuler, Bertold: 1949, Die Wolga-Tataren und Baschkiren unter russischer Herrschaft, in: *Der Islam* 29, 142-216.
- Swietochowski, Tadeusz: 1985, *Russian Azerbaijan 1905-1920, the Shaping of National Identity in a Muslim Community*. Cambridge.
- Vaidyanath, R.: 1967, *The Formation of the Soviet Central Asian Republics. A Study in Soviet Nationalities Policy 1917-1936*. New Delhi.
- Wheeler, Geoffrey: 1964, *The Modern History of Soviet Central Asia*. London.
- Zenowsky, Serge A.: 1960, *Pan-Turcism and Islam in Russia*. Cambridge/Mass.